Das große Erdbeben von San Salvador.

Erlebnisse und Schilderungen eines Augenzeugen.

Die Menschheit ist seit drei Jahren so tief in Blut und Tränen getaucht, und das große Kriegselend hat sie bereits so stumpf gemacht, daß eine gewaltige Katastrophe, von der Natur anstatt von Menschenhänden hervorgebracht, kaum noch denselben erschütternden Eindruck hervorruft wie in früheren friedlichen Jahren.

So hat auch das vor Monatsfrist stattgefundene große Erdbeben in San Salvador und der Ausbruch des lange ruhenden Vulkans, infolge dessen schöne, blühende Städte und Dörfer völlig zerstört, tausende von Menschen heim- und brotlos wurden, wohl Schrecken und Grausen verursacht, aber lange nicht in dem Maße, wie es ein so furchtbares Naturschauspiel, eine so folgenschwere Katastrophe es zu jeder anderen Zeit getan hätte.

Es gibt ja ohnehin nicht allzuviele, die Bescheid wissen oder auch nur Interesse hegen, — wenn es nicht ein geschäftliches oder politisches ist — an den nachbarlichen Staaten von Süd- und Mittel-Amerika. Man weiß, daß diese Staaten mehr oder minder Revolutionsherde sind, mit immer glimmenden Funken; und nicht mit Unrecht hält man die dortigen Regierungssysteme für etwas locker.

Um so erstaunlicher und erfreulicher wirkt darin gerade das eben so schwer betroffene San Salvador, ein kleiner Musterstaat in seiner Art. Von deutschen Baumeistern wurden viele der schönen und soliden Prachtbauten der Hauptstadt errichtet, die besonders im Vergleich mit den Marmor vortäuschenden Holz- und Stuckgebäuden der anderen spanischen Republiken wirken.

Zucht und Ordnung herrschen in San Salvador, und nie hat sich dieser Segen so deutlich gezeigt als in den Tagen der Heimsuchung. Es lebte sich gut in der Hauptstadt dieser kleinsten, aber bevölkertsten der mittelamerikanischen Republiken. Viele Deutsche hatten sich in diesem Lande des fruchtbaren Bodens angesiedelt und es dort, wie überall, durch Fleiß und Sparsamkeit zum Wohlstand gebracht. Jetzt liegen ihre gemütlichen Heimstätten, ihre großen Geschäftshäuser, wie die aller Anderen in Trümmern, und die schöne, blühende Stadt hat sich in ein offenes Lager für Heimatlose verwandelt.

Die nachstehenden packenden und lebensvollen Schilderungen der furchtbaren Tage von San Salvador rühren von einem der Augenzeugen der Begebenheiten her, der sie einem Freunde des Sonntagsblatts eingeschickt, von dem sie uns in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt worden sind. Der Gewährsmann berichtet:

„Am 7. Juni 1917, als ich sieben Minuten vor sieben gerade auf meine Uhr sah, ließ sich das erste unterirdische Donnern und Zittern vernehmen. Schon einige Tage vorher hatte die Erde leicht gebebt, doch niemand dem besondere Achtung geschenkt. Auch ich nahm seelenruhig meinen Platz im Speisesaal des Hotels ein. Die Suppe war noch nicht zu Ende serviert, als einige harte Stöße die Wände erzittern ließen, worauf die meisten Gäste das Freie suchten, und einige wohlbeleibte Herren Sprünge machten, die man ihnen gar nicht zugetraut hätte. Doch auch wir mußten dieser letzten richtigen Malzeit, die uns auf lange Zeit hinaus vergönnt war, bald entsagen; denn der Herr der Unterwelt machte bitteren Ernst. Tief grollte und donnerte es unter uns, Scheiben barsten, Glas und Porzellan klirrte, und plötzlich erlosch das elektrische Licht und die Schrecken der Finsternis vergrößerten den Tumult. Kalk rieselte von den Wänden, Stühle und Tische tanzten Fandango. Wir versuchten es mit Kerzen und Streichhölzern, aber auch die Kerzen fielen um. Ich sprang auf und wich noch in der letzten Sekunde einem großen Buffet aus, das hinter mir zu Boden kollerte und dessen Glasscherben in der Dunkelheit wie Glühwürmer aufblitzten. Ueber das gefallene Mobiliar sprang ich hinweg und kam zerschunden und zerstoßen auf die Straße, wo das Schreien und Rufen fast das Donnern von unten und das Zusammenkrachen der Häuser übertönte. Die Menschen schienen in der Dunkelheit irrsinnig geworden zu sein.

Mir fiel meine elektrische Taschenlampe ein, und ich versuchte, mein Zimmer zu erreichen, stieß die Tür ein, tastete nach dem Tische und fand auch bald das jetzt so kostbare Licht. Dann stürzte ich, halb fallend, halb gleitend die Treppe hinunter. Auf dem ersten Absatz angelangt, fielen oben die Wände ein und verschütteten die Stufen. Den Rest entschlüpfte ich in Kalk und Geröll, in eine Staubwolke eingehüllt, die selbst das elektrische Licht nicht zu durchdringen vermochte.

Auf der Straße wurde ich von dem Menschenstrom mitgerissen, der dem nahen Park zuströmte. Von dorther tönte ein dumpfes Murmeln nebst Schreien und Heulen vom unterirdischen Grollen unheimlich begleitet. Im Park lagen die meisten Menschen auf den Knieen, wehklagend und die Gnade des Himmels anflehend.

Ich eilte fort und geriet in die total kopflos gewordene Menge, die die einfachste Art sich zu schützen nicht bedachte. Aengstlich krochen die Leute an den wankenden Wänden entlang, anstatt die Mitte der Straße einzuhalten. Gerade vor mir warf sich ein Mann auf den Boden. Ich riß ihn aus dem Bereich der tanzenden Säule am Parteingang, die uns zentnerschwere Blöcke vor die Füße warf.

Beim Teatro Colon traf ich einen hämischen Freund, und wir betrachteten Beide prüfend das hohe Gebäude, da stürzte auch schon die Fassade mit Donnergetrach ein und versperrte uns den Weg.

Die Erdstöße folgten jetzt schneller und schneller auf einander. Wir mußten immer wieder still stehen, uns fest an einander halten und mit gespreizten Beinen die Schwankungen abwarten. Vorsichtig tasteten und fühlten wir uns weiter, an höheren Gebäuden möglichst schnell vorbei, während rechts und links die Dachziegel auf die Straße prasselten, Mauern polterten, Balken barsten und die Menschen schrieen und beteten. Hunderte, tausendmal klang es hülfeheischend von allen Seiten: Ave Maria!"

Ueber zwei Stunden waren wir nun schon in den Straßen, und das Beben dauerte und verstärkte sich. Stoß- und ruckweise kam es jetzt, seitwärts zogen die Erdwellen, und als wir das Telegraphenbüro passierten, hob sich der Boden in rasendem Tempo, schüttelte sich auf und nieder, als wolle er sich der menschlichen Last ganz entledigen.

Der Kathedrale gehen wir im möglichst großen Bogen aus dem Wege. Da — ein äußerst heftiger Stoß. Die Kirchtürme schienen von einer Riesenfaust gepackt, sie ächzten und stöhnten, wie von wütenden Schmerzen gepeinigt; schrill und wild klingen alle Glocken zugleich. Das große Kreuz vom rechten Turm fiel in tausend Splittern auf die Heiligenbilder herunter.

Vor dem großen Teatro National fürchteten wir uns, und wir liefen wieder die breite Straße zum Palacio Nacional hinauf. (Tatsächlich war das aus Eisenzement gebaute Teater das einzige Gebäude in der Stadt, das keinen Schaden gelitten hat.)

Ich zog gerade meine Uhr heraus, — sie zeigte 9.25 Uhr —, als es wieder und zwar stärker als je zuvor zu beben begann. Wir standen mit weit auseinander gespreizten Beinen in der Mitte der Straße und ich zählte die Länge des Stoßes: „Eins — zwei — drei", da streckte mich die Erschütterung zu Boden, und ich sah, wie sich die 50 Fuß hohen Säulen des Palacios über mich neigten. Ich glaubte, mein letztes Stündlein sei gekommen, und wie ein Wunder schien es mir, daß die Fassade wieder in ihre frühere Lage zurücksank. Dem Baumeister sei Dank, das Haus hielt; denn es war „made in Germany".

Auf Umwegen schlichen wir nun auf die Plazuela del Teatro, gegenüber dem Teatro National, von wo aus sich der Vulkan San Salvador gut beobachten ließ. Der letzte heftige Stoß hatte ein Höllentor des Berges geöffnet. Zum Glück — für uns — an der der Stadt San Salvador gegenüberliegenden Seite. Blutigrot färbte sich der Himmel über dem Berge und der Feuerschein wuchs zusehends. Da der Krater sich nicht an der Spitze, sondern an dem jenseitigen Abhang gebildet hatte, hob sich der Berg in der feurigen Umrahmung wie ein gegen den Himmel ab. Die gefesselten Dämonen, die in Form von starken Säuren in den Flaschen der Apotheker hausten, erhielten ihre Freiheit. In der Pharmacia de la Cruz roja gab es eine gewaltige Explosion, und aus dem Häusergeviert am Park stieg kurz nach zehn Uhr eine schwarze Rauchwolke empor, so schwer und dunkel wie die des Berges, und um elf Uhr war der ganze Stadtteil ein Feuermeer. A Löschen war nicht zu denken. Die umliegenden Häuser konnten jeden Moment ganz einfallen, und außerdem hatten die ersten starken Erschütterungen die Röhren der Wasserleitung und Kanalisation zerstört.

Merkwürdiger Weise beruhigten sich die armen halbwahnsinnigen Menschen im Park, als die ersten Riesenflammen gen Himmel flackerten. Wie eine Erscheinung starrten sie das Feuer und dessen Widerschein an.

Gegen elf Uhr fing es an Asche zu regnen, zuerst ganz fein, dann immer stärker. Das Gehen wurde dadurch ungemein beschwerlich, und es war kaum möglich die Augen offen zu halten, obgleich wir sie doch so nötig brauchten. Der Feuerschein beleuchtete den Weg auf unheimlich phantastische Weise.

Wie sollten wir nun die Nacht zubringen? In den Häusern war es unmöglich, wir mußten also auf der Straße bleiben, obgleich sich nach einer halben Stunde richtiger Regen zu dem Aschenregen gesellte, wodurch sich alles mit einer widrigen Klebrigkeit überzog.

Es war ringsum ganz still geworden, kaum daß ein Wort gesprochen wurde. Zwar jagten uns alle Augenblicke heftige Erdstöße empor, aber in müder Gleichgültigkeit ließen wir uns wieder fallen. Von meinem Hut sickerten dicke schwarze Tropfen herab, Regen und Asche, Asche und Regen. Augen und Ohren füllten sich mit Asche, brannten und juckten, doch Wasser war nirgends zu finden. Zudem empfand ich jetzt einen furchtbaren Hunger, den ich noch heute, acht Tage später — nicht ganz gestillt habe. Es tropfte und tiefelte immer weiter, naß und schmutzig bis auf die Haut erwarteten wir den kommenden Morgen, der mit seinen fahlen Strahlen die Trümmer und das Elend um uns beleuchteten. Jedes Haus war beschädigt, und mindestens achtzig Prozent der Gebäude nicht bewohnbar.

Der achte Juni war nicht viel besser als die vorangegangene Nacht. Das bebende Gefühl hatte sich den Nerven so mitgeteilt, daß es einen überhaupt nicht mehr verließ. Wie sahen die gestern noch so hübschen Mädchen aus — grauweiße Gesichter ohne Puder und Schminke, das Entsetzen in den Augen, zitternde Nervosität in allen Gliedern. Bei mir überwog der Hunger die Nervosität. So wagte ich denn einen Satz in die Küche eines bekannten und erwischte ein Stück Brot. Nach drei Sekunden war ich wieder draußen. Am achten und neunten Juni litten die Einwohner schwer unter dem Mangel an Lebensmitteln und namentlich an Wasser. Mich waschen zu können war mein höchster Wunsch; denn ich war ganz und gar mit schmutzigem Schlamm bedeckt. In der Nacht dauerten die Erschütterungen an, die einen nicht schlafen ließen, und auch der folgende Tag brachte keine Veränderung. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, tasten jetzt täglich die tollsten Gewitter. Das Wasser drang durch die Risse in Dächer und Wänden und vollendete die Zerstörung. In der dritten Nacht konnte ich mich vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen halten, und ich legte mich im Park (wir schlafen auch heute noch draußen), wie ich war auf die Erde unter eine Palme. In kurzen Zwischenräumen bebte und zitterte es noch, einmal stärker, einmal schwächer. In meiner Uebermüdigkeit störte mich weder das Beben, noch der strömende Regen, und am nächsten Morgen wachte ich steif und völlig durchnäßt auf, und wie mir ging es Tausenden. Ich wagte mich ins Hotel, stahl einen Eimer Wasser aus der Küche und nahm eine kalte Dusche, die mich wieder beweglich machte.

Seit acht Tagen geht dieses Nomadenleben nun seinen Gang, und man lebt im Freien und mehr und minder den Elementen preisgegeben. Und doch holt man sich weder Lungenentzündung noch sonst eine Erkältung. Was ich mir dabei zuzog, war ein gewaltiger Appetit, das Luxuriöseste, was es jetzt gibt; denn die Preise der Lebensmittel gingen natürlich sofort sehr in die Höhe.

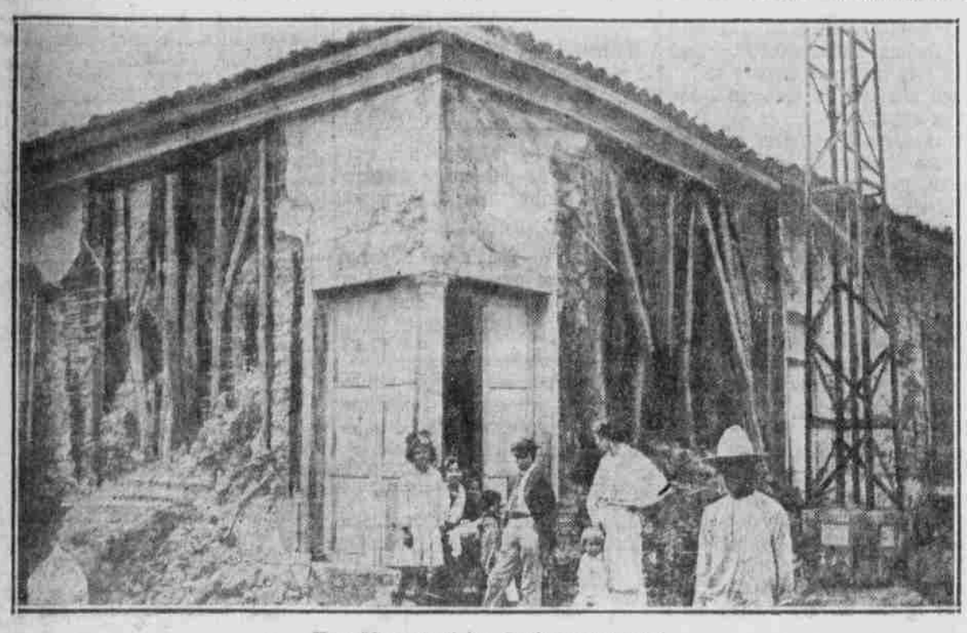
Zum Glück griff die hiesige Regierung gleich ein, wie es überhaupt nicht genug zu bewundern ist, mit welcher Ruhe und Ordnung Alles vor sich geht. Der Belagerungszustand war erklärt worden, und nachdem in den ersten Tagen ein Dutzend Spitzbuben erschossen wurden, hört. Ein ausgezeichnetes Patrouillensystem wurde eingeführt, Regierung und Verwaltung tun ihr Allermöglichstes. Man fühlt, daß man in einem sehr gut verwalteten und regierten, wenn auch sehr kleinen Staate lebt, und daß die Bevölkerung mit der Regierung Hand in Hand geht. Seit einigen Tagen haben wir wieder Wasser und Licht, und gestern fing man bereits an, die Trümmer wegzuräumen. Soviel man heute beurteilen kann, sind in der Stadt selbst wenige Menschenleben zu beklagen, dagegen fehlen noch genaue Nachrichten aus dem Innern, und man spricht von über 500 Toten.

Am zwölften sah ich die ersten Verwundeten, die vom Berge kamen und einen schauerlichen Anblick boten. Da waren fast total von der glühenden Asche verbrannte Kinder, Erwachsene mit den furchtbarsten Brandwunden im Gesicht, an den Händen und Füßen. In Hängematten trug man die Aermsten in's Hospital, Hunderte retteten nichts als ihr nacktes Leben. Sie mußten laufen, so schnell wie ihre Füße sie nur tragen konnten, und wer nicht mitkam, den holte unerbittlich die glühende Lava. Von einer Finca war eine Flucht nicht mehr möglich, und der Fincero wartete starr auf die Lava, die sein Grab werden sollte. Seine Frau in den Armen haltend, ging er in den glühenden Tod. Jetzt ruhen Viele, Viele unter fünfzehn Fuß erstarrender Lava.

Die Eisenbahnlinie nach Acajutla ist auf Meilen von der Lava überrannt worden, und der Bahnverkehr wird wohl mindestens einen Monat lang oder noch länger brachliegen.

Viele Tausende Einwohner haben die Stadt verlassen, jedoch das Feldlager wird von Tag zu Tag größer und solider. Man richtet sich anscheinend auf Monate ein. Das Beben hält an, wenn auch in längeren Zwischenräumen, und dank der Gewohnheit dreht man sich jetzt in der Nacht bei den Stößen einfach auf die andere Seite. Während der ersten fünf Tage schlief man gestiefelt und gespornt, gestern haben wir es uns zum ersten Male wieder etwas bequemer gemacht. Die Befürchtung läßt uns aber nicht los, daß dieses Schreckenskapitel sich noch nicht seinem Ende zuneigt."

San Salvador, den 15. Juni 1917.



Verwüstungen beim Freimaurertempel.

Zerstörte Wohnhäuser.

Auf einem Torpedoboot.

Von Willy Bierbaum.

Wenn man an einem Abend auf einer kleinen Dampfpinasse durch den Hafen von Wilhelmshaven fährt und kommt dabei an einem leeren ausgedehnten Anlegeplatz vorüber, der, kommt man am nächsten Tage wieder, plötzlich mit etlichen Dutzenden von unter Rauch liegenden Torpedobooten besetzt ist, die in der Nacht von irgend einer Streife zurückgekommen sind, so macht das auch auf den kältesten Beobachter einen verblüffenden Eindruck; es ist ein effektvolles Belegstück ununterbrochener Betätigung und zeigt die pausenlose Wachsamkeit. In langen Reihen liegen die scharfgeschnittenen schwarzen Boote hinter- und nebeneinander, leise spielen die Hafenwellen um die Planken, und flinke Matrosen eilen betriebsam hin und her, um die äußeren Spuren der Tätigkeit der letzten Tage draußen im Meer zu beseitigen und aufs neue das Schiff ausfahrtbereit zu machen.

Die Hauptstärke des Torpedobootes liegt in seiner Schnelligkeit, und man baut es daher so leicht als möglich, und alle irgendwie überflüssige Belastung wird dabei vermieden. Schon in der Form gibt sich seine Tendenz zur Schnelligkeit kund: Alles scharfkantig, spitz zugeschnitten, schmal. Das Torpedoboot ist der größte Feind der großen Schiffe in der Schlacht und sein Herangehen auf Leben und Sterben macht auch vor der Nacht nicht Halt; hat es seine totbringenden Schüsse abgegeben und den Gegner vernichtet oder wundgeschossen, so ist, selbst wenn es nicht mehr zurückkehren sollte, sein Verlust kleiner als der durch einen einzigen Volltreffer erzielte Gewinn. Seine beste Parade gegen den Feind ist sein Fahrtempo und seine Kleinheit; es muß daher auf Panzer verzichten, trotzdem sein Erbauer weiß, daß ein gutsitzender Schuß des Gegners dem flinken Gesellen leicht den Tod bringen kann. Ein modernes Schlachtschiff läuft ungefähr 20 Knoten (zirka 37 Kilometer) in der Stunde, ein moderner kleiner Kreuzer bringt es auf 30 Knoten, ein Torpedoboot aber saust mit einer Höchstgeschwindigkeit von etwa 35 Knoten durchs Wasser, und ist somit schneller als das schnellste Kriegsschiff, das es im Wettlauf mit ihm nicht aufnehmen kann. Dementsprechend müssen die Maschinen eines Torpedobootes außerordentlich stark sein; die Zahl ihrer Pferdestärken beträgt ca. 25,000, ihre Tonnenzahl aber nur ca. 600, während beispielsweise ein Linienschiff mit ca. 25,000 Tonnen durch ca. 31,000 Pferdekräfte getrieben wird. Vorderschiff eines Torpedobootes ist wesentlich höher als Mittel- und Hinterschiff; diese Erhöhung und die erhöhte Kommandobrücke dienen zur größeren Seefähigkeit auch bei den stärksten Stürmen. Die Länge eines modernen Torpedobootes ist ca. 80 Meter, die Zahl der Besatzung beträgt 100 Köpfe.

Von Bequemlichkeit ist auf so einem schwarzen Gesellen wenig zu spüren, die kleine Offiziersmesse ausgenommen. Wenn man durch die Räume schreitet, die eisernen Leitern hinauf- und hinunterklettert, muß man sich ducken und den Schädel einziehen, sonst kann man eine Erinnerungsbeule mit nach Hause tragen. „Achtung Kopfschuß!" riefen mir die Maschinisten lachend nach, als ich mit meinem behaarten Oberdeck die Güte der Eisenkonstruktion beim Erklimmen einer Treppe ausprobieren wollte. Jeder Raum ist raffiniert ausgenutzt; es gibt kein Eckchen, das nicht seine ganz bestimmte Bedeutung hätte. Die Mannschaftsräume liegen zum guten Teil unter dem Wasserspiegel; in Hängematten schlafen die Leute dicht beisammen, Woche um Woche, Tag und Nacht sich ablösend, und die Backskisten, die nur Platz bieten, das Allernotwendigste für die Leute aufzunehmen, kleben eng aneinander, und neben ihnen dichtbei hängen die Bänke und Tische an beweglichen Ringen, um herauf und herunter gelassen zu werden. Man muß schon sehr gesund sein, um diesen schweren Dienst auszuhalten, besonders wenn es hinausgeht in Sturm und Kampf, alle Fenster und Luken geschlossen bleiben müssen und nur noch mit künstlicher Ventilation der nötige Luftwechsel herbeigeführt werden muß. Man kann es sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie es möglich sein kann, neben der Besatzung noch 400 Mann an Bord zu nehmen, und doch brachte ein deutsches Torpedoboot, wie mir der Kommandant bei unserem Rundgang erzählt, vor einiger Zeit dieses Kunststück fertig, da es galt, nach der Seeschlacht vor dem Skagerrak Schiffbrüchige vor dem Ertrinken zu retten. Ist das Boot irgendwo draußen, allein auf eigener Streife oder als Glied der Flotille, so gibt es fast nur Dienst und Schlaf; die Heizer in der Tiefe wissen manchmal nicht, ob Tag, ob Nacht ist, niemand darf sich ausziehen, jede Dienstverrichtung an Oberdeck muß in den Schwimmwesten vorgenommen werden, und wenn der Aug das brandende Meer durchschneidet, haushoch der Gischt Wände aufbaut, die niederstürzen und das Vorderschiff überfluten, wenn das Boot springt und von den Wellen hin- und hergeworfen wird, als müßte es mittendurch zerbrechen, dann heißt's auf die Zähne beißen, sich festhalten und das Wasser ablaufen lassen. Dann steht der Rudergänger am Steuer, und neben ihm auf der Kommandobrücke blickt der Offizier in die Nacht hinaus. Die Scheinwerferleute stehen auf ihrem Posten, die an den Geschützen ebenso, auf und unter Deck warten die Leute auf den Befehl, scharfe Augen lugen nach dem Signalmast, und in der Funkenbude fängt der Funkenmaat die Zeichen auf, sie rasch enträtselnd.

Ich schreite durch die kleine Küche, wo — es ist heute gerade fleischloser Tag, welche vernünftige Einrichtung auch die Marine kennt — der Raum erfüllt ist vom Dunst des Kartoffelbreis und der Zwetschgen, die der Erstürmung harren, steige in die Räume hinunter, wo mit Oel und Kohlen die Maschine ihre reichliche Nahrung erhält, die sie in ewiger Gefräßigkeit als schwarze Rauchsäulen wieder hinausschleudert, neue Atzung erwartend.

Wohin ich blicke: Alles ist blitzblank und sauber, das Kleinste wie das Größte, die Turbinen, die Geschütze, die Lancierrohre der Torpedos und diese selbst. Fett und Oel zu ihrer Einbettung wird nicht gespart, und extra Schienenwege sind für ihre Reise auf Deck gebaut, gilt es, die Geschosse angreifen zu lassen. Da liegt so eine schiffkoloßmordende Riesenzigarre schußbereit. Eine gute Summe kostet jeder Schuß, und eine weise Oekonomie hat dafür gesorgt, daß beim Ueben mit Probetorpedos geschossen wird, die ohne Sprengladung beim Sterben der Kraft durch eine Vorrichtung an die Oberfläche steigen und so wieder eingefangen werden. Sechs Meter mißt der Torpedo, dieses Wunderwerk genialster Technik, da, dem Lancierrohr entflohen, mit einem Sprung ins Meer taucht und, kaum in seinem Element, lebendig wird und als Ungeheuer des Meeres tausend geheime Kräfte in Sturm und Angriff setzt; unbehindert um Sturm und Wellengang findet das attackierende Geschoß seinen Weg, bis sein scheußlicher, roter, glatter Kopf in die stahlgepanzerten Flanken eines Schotten zerreißt, Maschinen zerschmettert und freie Bahn schafft für das gluckgende und gurgelnde Wasser, das alles Lebende und Tote mit sich hinunterreißt. Ein Offizier erklärt mir genau Bau und Wesen des fünfteiligen Torpedos, dessen Kopf den Sprengstoff und die Pistole zum Entzünden des Sprengstoffes enthält; Schwimmkammer, Preßluftkessel, Maschinenkammer und Schwanzstück mit den Propellern und den Vertikal- und Horizontalrudern schließen sich an.

Vom Kommandoturm aus werfe ich zum Abschied noch einen Blick über die imposante Flottille, und emsigste Arbeit zeigt sich in der Runde. Dort schleppen Mannschaften Kohlen in die Bunker, drüben stehen sie in Reih und Glied zum Mannschaftsappell, hier bilden sie einen Kreis, da Instruktionsstunde auf Deck abgehalten wird, nebenan werden Hängematten gerollt und die Bordwände im Pinselstrich verschönt. Müde vom Streifzug und Schauen lasse ich mich im bequemen Stuhl der Messe des Kommandanten nieder und plaudere mit ihm, dieweilen nebenan die Schreibmaschine des Adjutanten tippt und das Telephon läutet. Mancherlei erzählt er mir von seinen Fahrten, von denen nie einer wissen kann, ob sie zur glücklichen Heimkehr führen. Aber, bemerkt mir der Bootskommandant, „immer voll und bei", heißt eine alte Seemannsregel; was der Seemann tut, muß ganze Arbeit sein; nicht für Ruhm und Ehre des einzelnen und des Schiffes zieht er hinaus, sondern für die Sache.

Hamburgs Opfer in schwerer Zeit.

Von Dr. Arthur Obst.

Das Festland von Europa hat, soweit wir seine Geschichte kennen, vier große Erschütterungen durchgemacht, durch die die Völker des Erdteils durcheinander gewirbelt worden sind. Das waren die Völkerwanderung, der Dreißigjährige Krieg, die napoleonischen Kämpfe und nunmehr der ungeheure Weltkrieg. Von zweien dieser Erschütterungen hat Hamburg nichts bemerkt. Zur Zeit der Völkerwanderung war an seiner Stelle noch nichts stadtähnliches entstanden, die Stürme des Dreißigjährigen Krieges brausten an seinen wohlbefestigten Mauern vorüber. Um so mehr hat die Stadt unter den beiden letzten großen Erschütterungen gelitten. Es ist vor hundert Jahren nicht mit Unrecht gesagt worden, daß Hamburg, das noch lange, nachdem die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen war, unter der Herrschaft der napoleonischen Befehlshaber Schweres zu ertragen hatte, für ganz Deutschland gelitten habe.

In einer Proklamation, die der Fürst von Eckmühl am 13. Februar 1811 bei Antritt seines Gouverneur-Postens an den Elbmündungen erließ, richtete er die Worte an die Hamburger: „Um Euren Handel zu erhalten, waret Ihr übermäßigen Aufopferungen, die von der Habsucht gefördert wurden, unterworfen." Davoust, der in Geldangelegenheiten ein tadelloser Charakter war, spielte damit auf Vorgänge an, die sich in der Zeit vor dem Einrücken der Truppen des Generals Mortier in das hamburgische Gebiet am 19. November 1806 bis zur Einverleibung der Stadt in das französische Kaiserreich ereignet hatten. Der Gesandte des Kaisers, sein ehemaliger Mitschüler und späterer Sekretär, Bourienne, hatte es glänzend verstanden, den Senat zu schröpfen, indem er sich den Anschein gab, als ob er ein guter Freund der Hamburger sei; tatsächlich begünstigte er den Konterbande-Handel nur, weil er darin den Zweck seiner Bereicherung sah. Er hatte auch mehrfach direkt Gelder unter allen möglichen Vorwänden empfangen, insbesondere bei der Durchführung der Maßnahmen gegen die infolge des Kontinentalsystems konfiszierten englischen Waren. In jenen Jahren, als Hamburg unmittelbar unter Napoleons Macht und Bann stand, merkten die Bewohner zum ersten Male, was es eigentlich hieß, Steuern zu zahlen. Bis dahin hatten die guten Hamburger ihr Luzien-Schoß, ihr Kopfgeld und ihr Graben-Geld wie die sonstigen Abgaben bezahlt, ohne dadurch sonderlich gedrückt zu werden. Jetzt mit einem Male kam die Steuernot über sie. Dazu gesellten sich Requisitionen aller Art, persönliche Unsicherheit der Bevölkerung, Haussuchungen und Zudringlichkeiten der französischen Beamten sowie Zollplackereien.

Es ist sehr lehrreich, aus der Geschichte jener Zeit einiges über die Summen zu erfahren, die damals aufgebracht werden mußten. Dabei ist der bedeutend höhere Wert des Geldes zu berücksichtigen und insbesondere der Umstand, daß bei der Einverleibung in's französische Kaiserreich das Arrondissement Hamburg auf eine Einwohnerzahl von nur 137,540, die Stadt selbst nur auf kaum mehr als 100,000 Köpfen geschätzt wurde. Um mit den kleineren Summen anzufangen, so hatte die Besetzung der Stadt 1806 der Kammer allein 4,260,000 Mk. gekostet, wozu in den nächsten sechs Monaten noch 1,100,000 Mk. kamen. Diese kosten steigerten sich von Jahr zu Jahr; bis zum 1. November 1809 wurden sie auf 15 Millionen Franken geschätzt. Allein der Militärgouverneur erhielt 48 Louisdor Tagegelder täglich. Als die englischen Waren beschlagnahmt waren, forderte Bourienne 1807 für diese die kleine Summe von 16,000,000 Mk. Bei dem durch die voraufgegangenen Kriege und ungünstige Handelszeiten verschuldeten Zustand der Finanzen der Stadt, die schon 1804 zur Aufnahme einer Anleihe geführt hatten, war das eine ungeheuerliche Forderung, und die Verhandlungen zwischen Senat und Bürgerschaft zeigen deutlich, wie schwer es wurde, die Summe, von der 4,000,000 Mk. sofort, der Rest in sechs Monaten bezahlt werden sollte, aufzubringen. Es gelang zuerst nur, zu 3,000,000 Mk., die bereits von der Admiralität aufgenommen waren, die Zustimmung der Bürgerschaft zu erlangen; über die weiteren Vorschläge Aufnahme, eines Kredits von einer Million auf den Ratsweinkeller, 30 Prozent von den Interessen der sequestrierten Waren, eine kontributionsmäßige Anleihe des zwanzigfachen Betrages des Kopfgeldes für alle, die mehr als 50 Mk. dazu bezahlten, sollte in einer gemischten Deputation, wie man es damals nannte, beraten werden. Die Bürgerschaft genehmigte schließlich die vorgeschlagene kontributionsmäßige Anleihe, stimmte einer von der Kämmerei aufgelegten, freiwilligen Anleihe von 2½ Millionen Mark zu und war schließlich damit einverstanden, daß ein Spielkarten-Stempel eingeführt und eine Renten-Lotterie veranstaltet würde.

Selbstverständlich reichte das alles nicht aus, um die zum Ankauf des französischen Sequesters auf die englischen Waren kontrahierten Schulden zu decken. Es folgten die Genehmigung einer Wein- und Branntwein-Konsumtions-Akzise, eine Erweiterung der Erbschaftssteuer, eine Abgabe von Landhäusern und endlich eine Erhöhung der Inseraten-Steuer. Daneben gingen natürlich die sonstigen Steuern einher, und es mußte gleichzeitig für eine Verzinsung und Tilgung der gemachten Anleihen Sorge getragen werden. So sind die Rat- und Bürger-Konvente der nächsten Zeiten fast ausschließlich mit Verhandlungen darüber ausgefüllt, wie man dieser Verpflichtungen Herr werden könnte. Es war das umso schwieriger, als durch die Elb-Blockade und die Kontinental-Sperre der Handel völlig nieder lag. In allen diesen Jahren kam kein einziges Schiff in die Pfähle der Stadt. Wer noch etwas verdienen wollte, mußte es auf Schleichwegen versuchen, ein Zustand, der die Sittenverhältnisse auf das bedenklichste untergrub.

Kein Wunder, daß Kerner 1807 äußerte, „Hamburg sei so tief gesunken, daß es bereits auf dem Punkte stehe, das letzte ausgeraubte deutsche Dorf beneiden zu müssen." Senator Westphalen schätzte schon 1809 die Verluste, die Hamburg durch die Franzosenzeit erlitten hatte, auf 81 bis 91 Millionen Mark. Auf den Kopf der Stadtbevölkerung entfielen demnach rund 1200 bis 1350 Mark. Da man berechtigt ist, die bereits erwähnte stärkere Kaufkraft des Goldes auf das Dreifache gegen diejenige bei Ausbruch des Weltkrieges zu schätzen, und stellt man in Vergleich, daß Hamburg jetzt eine Million Einwohner hat, so kommt jene Summe einer Belastung von etwa 3½ bis 4 Milliarden Mark gleich.

Aber alle diese Bedrängnisse, die die Hamburger geduldig in der Hoffnung auf sich nahmen, daß ihnen die Freiheit ihrer Stadt erhalten bleiben würde, waren nur ein Vorspiel der Zustände, die eintraten, als auf Dekret Napoleons die Stadt mit dem 1. Januar 1811 französisch wurde und Davoust als Gouverneur sein strenges Regiment antrat.

— Der Fliehende und der Jagende können für Weggenossen gehalten werden. Aber nicht lange und der Fliehende fliehet vor dem Jagenden.

— Die Willenskraft des Menschen ist nicht bloß die kahle, in Willkür bestehende Selbstbestimmung, sondern das bewußte Wollen und Vollbringen des naturgemäßen Notwendigen, d. h. dessen, was sich aus der Natur des Handelnden sowie der Ganzen mit Notwendigkeit ergibt.

Ich danke dem Schöpfer, daß ich nur das Beste muß.